

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

 Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Wellpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6. fl. E. W. — Man pränumerirt im Kommissionärsamt zu Wien, in Z. Tomalaz Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die Dilettanten *).

Novelle von August Kahlert.

Es war ein milder Sommer-Abend. Durch die weitgeöffneten Glasküren drangen die Wohlgerüche der Rosen- und Lilienbeete in den Gartensalon der Frau von W.—, und anmuthige Klänge strebten aus dem freundlich und wohnlich eingerichteten Raum hinaus ins Freie, verschwiegend in der ätherreinen Luft. Ein Kreis weiterer, meist junger Personen war um das volltönige Pianoforte, welches Eduard, der Sohn der Frau von W.— mit Umsicht und Leichtigkeit behandelte, geschlossen. Der zweite Akt von Spohr's „Jessonda“ nahm Aller Aufmerksamkeit in Anspruch. Nur die schalkhaften Choristinnen flüsternten sich Manches vertraulich in die Ohren, wenn die alternde Assessorin mit der Partie der „Jessonda“ nicht recht auf's Reine kommen konnte, und die niedliche Clara, „Amazjili“ mit lamentirendem Tone bat: „Ach, noch einmal, ich habe falsch pausirt, — die Stimmen sind auch gar so schlecht geschrieen!“ — oder wenn der finstere Assessor nach erledigtem Hohenpriefer'schen Zorn verstohlen eine Tasse Thee schlürfte. Eduard, besonnen das Ganze zusammenhaltend, war noch überdies mit der sentimentalen Tenor-Partie des „Nadori“ beschäftigt, und mit Lieb' und Lust bei

*) Aus dem nächstens erscheinenden Werkchen: „Euterpe. Taschenbuch für Freunde der Tonkunst.“

der Sache. So nahte das aufgeregte Finale des Altes seinem Ende, als ein ältlicher, aber modisch gekleideter Herr, ein großes Buch in Maroquin-Band unter dem Arm, auf den Fehenspielen in den Saal schlich, und den lauten Gruß Clara's: „ach, der Dunkel Kammerherr!“ mit Lächeln und wichtigem Geberdenspiele beschwichtigte. Er wiegte bedächtig bei den Schluß-Akkorden das Haupt, und war, als die Ausführenden sich erhoben, unerschöpflich im Lobe der Leistung, deren größten Theil nicht gehört zu haben er mit vielem Affekt dauerte. — Die Assessorin dankte etwas geziert, einige Heiserkeit vorschüzend. Clara lachte und rief: „Dunkelchen, das Lob gebührt mir gar nicht. Ich bin zu unaufmerksam, und die Musik ist mir auch zu wehmüthig. Da freut sich nichts so recht von Herzen; immer klagen und sich betrüben nützt aber einmal Keinem; und dann die vielen schweren Vorzeichnungen — Sie haben mir manchen strengen Blick zugerufen, Eduard!“

„Ja,“ erwiderte dieser, „Spohr will freilich Sicherheit und Zartheit im Ausdruck, und wenn diese mangeln, soll der Komponist an dem verfehlten Effect Schuld sein. Leicht auszuführen ist aber auch meist nur das Alltägliche und Flache.“

„Ich table an ihrem Meister,“ entgegnete der Kammerherr, „daß ich seine Melodien nicht behalten kann; es ist immer gleich so viel harmonische Begleitung nöthig, damit sie sich gut ausnehmen. — Da lob' ich mir die Franzosen; ich habe gestern zum zehnten Mal den „Fra Diavolo“ gehört, und bin wieder entzückt gewesen. Die Romanze drinn — göttlich!“

„Ach, psui,“ klagte die Assessorin; „das ist ein unanständiges Stück — wie sich da die italienische Magd auf dem Theater entkleidet und zu Bett legt — ich habe die Augen wegwenden müssen!“

Clara kicherte in sich hinein und sagte, von dem Gegenstande abspringend: „Dunkel, was tragen sie denn für ein schöngebundenes Buch unter dem Arme herum? gewiß eine neue Auber'sche Oper?“

„Still!“ flüsterte der Gestragte, den Finger auf dem Munde; „Alles zu seiner Zeit. Aber, wo ist Amalia? Ich wunderte mich schon vorhin, daß sie nicht mitwirkte.“ — „Sie liebt die Spohr'schen Sachen wenig,“ bemerkte Eduard, „weßhalb ich mit dem geistvollen Mädchen ewig im Streite liege.“ — „Des halb ist sie wohl nicht aus dem Saale gegangen,“ erwiderte Clara fast krasend. „Ihre Mutter, Eduard, wollte noch einige Augenblicke den köstlichen Abend im Freien genießen, und Amalie führte mit ihrer gewohnten Sorglosigkeit die kränkliche Pflegemutter.“ — „Ich sehe auch Bedor nicht,“ sagte Eduard. — „Gleich wieder Eifersucht! Wann werden Sie sich

diese Untugend abgewöhnen? Warum soll Fedor nicht auch die Abend-
Lüfte genießen? Aber, beruhigen Sie sich, die Spaziergänger kom-
men eben zurück.“

Frau von W— trat am Arme Amaliens in den Saal. Neben
Beiden ging ein junger, klühender Mann, mit den Shawls der
Damen beladen. — „Wie gesucht ist doch die Nachlässigkeit in Amaliens
Toilette wieder einmal!“ flüsterte naserümpfend die Assessorin ihrem
Ehegatten in's Ohr. „Sie ist hübsch und glaubt sich darum über
den Zwang der Mode-Journale erhaben. Es ist eine forzierte Ge-
nialität in dem Mädchen, die mir unaussprechlich dünkt. Und doch
sind alle Männer völlig in sie vernarrt.“ — Der Assessor seufzte mit
bedenklicher Miene. „Wer ist der Begleiter Amaliens?“ fragte er
mit einiger Befremdung. — „Das ist der junge Pole, der seit acht
Tagen hier lebt; er will, wie es scheint, Ewarden in's Gehege
kommen.“

Der Kammerherr schwebte jetzt mit Jünglings-Grazie auf Ama-
lien zu und rief, ihr das mitgebrachte Buch überreichend: „Guten
Morgen, Bielliebchen! Ich bekenne mich überwunden.“ — Man
drängte sich neugierig herbei, das Geschenk näher zu beschauen. Ama-
lie öffnete lächelnd das Buch, und klatschte bei den Worten: „Ach,
Beethoven's „Fidelio!“ wie soll ich Ihnen danken!“ — vergnügt in
die kleinen Hände.

„Der Dunkel weiß doch immer die geheimsten Regungen der
weiblichen Herzen zu ergründen!“ — bemerkte Eward. — „Ein
feiner, aber gefährlicher Herzenskennner,“ setzte die alte Assessorin
hinzu, sich im Spiegel musternd.

Alle sammelten sich um den runden Tisch, um das schöne Exem-
plar bei günstigem Lampenscheine genauer zu prüfen. Vor dem Ti-
schelatte befand sich eine schöne Cepia-Zeichnung, vorstellend den
Glanz-Moment der Oper: die Szene des Quartetts im zweiten Akt,
wo „Fidelio:Lenore“ dem wüthenden „Pizarro“ die Pistole vorhält,
um ihren Gatten zu schützen.

„Ich kenne nichts Schöneres in der Musikwelt, als dies Quar-
tett!“ rief Amalie. „Es ist noch früh, gehn wir schnell daran, der
Dunkel muß doch die Einweihung seines Geschenkes, das für den gan-
zen Sings-Bee von Wichtigkeit ist, mit erleben.“

Man richtete sich schnell ein. Amalia übernahm den „Fidelio,“
der Assessor den grimmigen „Pizarro,“ Eward den armen „Gesang-
nen,“ der Kammerherr selbst sang den „Gefangenwärter“ mit dra-
matischer Lebendigkeit. Es ging besser, als man gedacht, Amalie
sang mit hinreißender Gluth, und die Anwesenden brachen bei dem

Schluß-Presto in lauten Jubel aus. Nur Eduard stand in sich gekehrt, vielleicht dadurch verstimmt, daß Fedor mit leidenschaftlichem Feuer herbei gestürzt war, Amalies Hand mit Küssen bedelend. — Amalie war im Begriff, ihn nach der Ursache seiner heutigen Verstimmung zu fragen, als Clara sie unterbrach mit den Worten: „Die Sante läßt bitten, zu Tisch zu kommen, und ich bitte auch darum, denn mich hungert gewiß nicht weniger, als damals Florestan in seinem Kerker gehungert hat.“ — Der Kammerherr machte mit der Assessorin den Anfang des Tafelzuges. Eduard blieb gedankenvoll stehen und sah gleichgiltig zu, als Amalie Fedor's Arm annahm, bis endlich Clara ihn rüttelte. — „Sie werden mich doch nicht neben dem grämlichen, fortwährend Sabat schnupfenden Assessor sitzen lassen? Was ist denn heute zwischen Ihnen und Amalien vorgefallen? Ihr seht euch ja gar nicht an? O, nur nicht schmolten! Marsch, Kousin!“

Man nahm an der Tafel Platz. Fedor knüpfte die allgemeine Unterhaltung mit der Bemerkung an: wie es ihm doch scheinen wolke, als sei, bei aller Schönheit des dramatisch-musikalischen Ausdrucks im „Fidelio“, die dramatische und selbst die Vokal-Musik nicht das Feld, worin Beethovens Vorbeer geklüt hätte.

Es schloß damit, daß er den Italienern, und namentlich Rossini, in Bezug auf das Gesangmäßige der Schreibart, den Vorzug unbedingt vor allen deutschen Komponisten einräumen wolke, was Amalie sogleich bestritt.

„Ich verstehe nicht viel von Musik,“ meinte lachend Clara, „aber in Rossini'schen Sachen sind mir gar zu viel kleingedruckte Noten, und dann macht der Mann mir bei allen Begebenheiten das selbe freundliche Gesicht, das ist mir, so gern ich heiter bin, doch manchmal zuwider.“ — „Es kommt auf den Ausdruck an, den der Sänger hineinlegt,“ warf Fedor ein; „ich habe die Pasta, Fedor und Malibran, ja selbst die Sontag alles Mögliche aus den sonst bedeutungslos scheinenden Melodien machen hören.“ — „So verhält es sich wohl mit aller Musik,“ setzte Eduard hinzu. „Es ist unglaublich, wieviel die Ausdrucksfähigkeit des Sängers in aller Art und Begeisterung aus den Noten herausziehen kann. Den schlagenden Beweis haben wir im vorigen Quartett aus dem „Fidelio“ gehabt. Zu solchem geistigen Erfassen gehört aber so gut Talent als zum Schaffen selbst. Es ist eine Reproduktionsfähigkeit, die nicht selten die Idee des Komponisten selbst an innerer Gewalt überflügelt.“ — „Ich muß Ihnen hier, wie gewöhnlich bei diesem Gegenstande, theilweise widersprechen,“ eiferte Amalie. „Es ist vielleicht nur höchst selten

möglich, daß vier Sängern zusammen kommen, welche völlig die erschütternde Tiefe des Beethoven'schen Stückes, wovon wir sprechen, wiederzugeben vermöchten; und doch wirkt es auf die Zuhörer selbst bei mittelmäßiger Aufführung. Es wirkt durch innere Mittel, wie Alles was Beethoven geschrieben hat, weshalb dieser mir ewig der größte Komponist der Welt bleiben wird; die meisten andern Meister wirken mehr durch äußere.“ — „Sie meinen hiermit wieder meinen Liebling Spohr,“ entgegnete Eduard; „oft genug haben wir darüber gestritten!“ — „Aber, ich bitte Sie, räumen Sie denn das nun und nimmermehr ein, daß Spohr, den ich als gründlichen Beherrscher der Formen, der Verbindungen, verehere, Beethoven und Mozart an Reichthum der Erfindung nachsteht! Ich möchte ihn den gesetzmäßigsten Komponisten nennen, aber in der Kunst ist das Gesetz doch nicht das Höchste.“ — „Es trifft Spohr ebenfalls das Vorhinein von mir erwähnte Schicksal vieler Tonsetzer,“ sagte Eduard, „daß sie ohne die allervollendetste Ausführung, selbst nur des Technischen, wirkungslos bleiben müssen. Seine Erfindung ist nicht arm, wenn auch in harmonischer Hinsicht reicher als in melodischer; seine Sachen sind nicht bloß gesetzmäßig, es lebt schon etwas darin, nur ist es immer ein sentimentales Gefühl, nicht ein wechselndes, selbst wenn er dramatische Charaktere zeichnet; er ist niemals außer sich, aber er freut sich doch mit den Frohen. Weise mir aber dafür Jemand in Spohr solche Plattitüden nach, wie sie in den Sachen der neuern Franzosen und Italiener haufenweise vorkommen.“

„Triviales will ich genug bei ihm nachweisen, und Herkömmliches dazu, es ist nur durch Neußerlichkeiten geschickt versteckt; nimmt man diese weg, so haben wir einen alltäglichen Gedanken. In gewisser Hinsicht bleibt es aber doch wahr, daß die Melodie die Seele der ganzen Tonkunst ist.“

„Die Melodie ist die Seele,“ schrien hier Fedor und der Kammerherr, der bisher in einiger geistigen Abgespanntheit Brotkrümeln gerollt hatte. „Das sehen wir an Huber und Herold,“ setzte der Letztere hinzu. „Ich muß mir auch gleich morgen früh einen Parquet-Platz zur „Stimmen von Portici“ besorgen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Marktstelen der Narren.

(Aus dem Französischen.)

In der Provinz Antwerpen (im Königreiche Belgien) im Bezirke von Turnhout, liegt ein ziemlich ansehnlicher Markt:

stelen, Namens Gheel mit ungefähr 7000 Einwohnern. Was dem Beobachter, der d hin kommt, sogleich auffällt, ist die große Menge von Narren, Verrückten und Blödsinnigen, welche sich schon seit langer Zeit da angesiedelt haben. Ueber diesen Umstand theilt der Baron von W. . . im Akerbaujournale folgende Nachrichten mit: Anfänglich scheinen die Geisteskranken, obwohl dies schon sehr lange her ist, weil Niemand etwas davon mehr weiß, hier in einer Art von Anstalt oder Depot vereinigt gewesen zu sein, welche diesen Unglücklichen unter dem Schutze der heiligen Dymphe eröffnet ward; allein gegenwärtig sind sie insgesammt bei den Akerbauern vertheilt, wo man sie nach Verhältnis ihrer Kräfte und nach ihrem Alter beschäftigt, ohne sie jedoch jemals zu den verschiedenen ländlichen Arbeiten zu zwingen. Die Freiheit, die sie genießen, die frische Luft, ihre Beschäftigungen und das ruhige Leben, das sie führen, verschaffen Vielen dieser Unglücklichen den Verstand wieder, den ihnen die Schläge des Schicksals, Ungemach, häuslicher Gram und so viele andere Ursachen geraubt haben, welche unter den friedlichen Landbewohnern unbekannt sind.

Drüssel, Antwerpen und viele andere umliegende Städte sperren ihre Verrückten, die arm sind, in keine Irrenanstalt ein, wo sich der Zustand dieser Unglücklichen beinahe immer verschlimmert, sondern schicken sie alle nach Gheel. Die Armenspitäler zahlen 90 fl. jährliche Pension für jeden dieser Irren und leiden sie außerdem noch.

Bei ihrer Ankunft thut man sie anfänglich in ein an die Kirche stoßendes Haus, wo ein Geistlicher ihnen den Trost der Religion ertheilt; darauf werden sie unter den Akerbauern vertheilt, welche sie sehr gern aufnehmen und sie mit der größten Sorgfalt behandeln, obgleich das Jahrgeld sehr mäßig ist.

Die Irren, welche wohlhabenden Familien angehören, kommen gewöhnlich in den Marktsteden oder zu den reichen Akerbauern in Pension. Sie genießen, wie diejenigen, welche den Spitälern zur Last fallen, ihre vollkommene Freiheit und verrichten größtentheils ländliche Arbeiten.

Es gibt beinahe keinen nur etwas wohlhabenden Akerbauer in der Gemeinde Gheel, der nicht einen, ja oft mehrere Irren bei sich in Pension habe. Sie sehen alle munter und recht gesund aus und scheinen zu ihren Wirthen als Familienmitgliedern zu stehen. Sie essen mit ihnen und sind fast ohne Ausnahme sehr gelehrig. Es gibt so zu sagen kein Beispiel, daß ein Irre einen Unfug verübt habe. Diese Milde, verbunden mit der Gewohnheit der Akerbauer zu

Sheel, immer Geistesranke um sich zu sehen und mit ihnen zu leben, ist Ursache, daß sie ihnen keine Art von Besorgniß einflößen und daß sogar zwischen ihnen eine rührende Herzlichkeit herrscht. Es gibt Unglückliche dieser Art, welche schon über 20 Jahre bei einem und demselben Landbauer leben und nie den geringsten Wunsch geäußert haben, ihn zu verlassen. Nie scheinen ihnen die Beschäftigungen, die sie treiben, Langeweile zu machen.

Neue Theaterbeleuchtung von Japelli.

Von der Unbequemlichkeit der hängenden Theaterlampen hatte schon Pocatelli das Publikum zu befreien gesucht. Dieser zu schnell aufgegebene Versuch hätte vielleicht mittelst einiger kleiner Modificationen gelingen können. Im Theater St. Benedetto in Venedig wollte man die gewöhnlichen Lampen durch rings am oberen Fries angebrachte Lichter ersetzen; aber die Unbequemlichkeit war nur größer als zuvor. Jetzt schlägt der Ingenieur Japelli eine neue Beleuchtungsart vor; derselbe, dem Padua das schönste und eleganteste Caffehaus in der Welt verdankt *) und der den feinsten Geschmack in jedes seiner Werke legt, er mag die zerstreuten Schönheiten der Natur in engem Raume vereinigen, oder Palläste entwerfen und Zimmer einrichten. Sein Vorschlag ist, das von der letzten Logenreihe ausgehende Gewölbe parabelförmig zu machen, und mit künstlichem Marmor zu überkleiden, damit das Licht so stark als möglich zurückpralle. Im Fokus müßte eine der Größe des Theaters angemessene Menge von Lichtern angebracht, die blendende Lichtmasse aber durch einen gemalten, unter dem Gewölbe hingezogenen Vorhang gemildert werden. Es käme darauf an, in wie fern die auf den Vorhang fallenden Schatten der oben an der Decke angebrachten Lichter dem Effekte schaden würden. Auf jeden Fall ist der Gedanke seines Erfinders würdig, der auch wohl besser als jeder andere im Stande sein möchte, die etwa aufstößenden Hindernisse zu beseitigen.

(A. d. C. h. o.)

Eine Höhle in Irland.

Nach irländischen Zeitungen hat man sieben Meilen von Coher, und sechs von Mitchellstown eine prachtvolle Höhle entdeckt. Sie soll

*) Das scheint etwas viel gesagt. Aber an solider Pracht, es ist ganz aus dem schönsten Marmor, übertrifft es ohne Zweifel jedes andere.

sich vierzig bis fünfzig Fuß unter der Erde am Ende eines langen Ganges befinden, der sich 900 Fuß weit allmählig sich senkend in einer Breite von 40—50 Fuß und einer Höhe von 30—40 hinzieht und sich in einer eine (engl.) Meile großen Höhle endigt. Die Beschreibung dieser Erscheinung ist so dichterisch, daß wir nicht wissen, ob wir daran glauben sollen. Man sagt, sie sei „von Hundert und fünfzig Kristallsäulen getragen,“ in der Mitte befänden sich eine „Kristalltafel und kristallene Kandelaber der merkwürdigsten Art.“ Darunter befindet sich eine andere Höhle, die dreiviertel Meile im Umfange hat, wie die erste, von hohen Säulen getragen wird und mit den sonderbarsten, „herrlichsten Gestaltungen geschmückt ist.“ Weiterhin kommt man in eine „Halle“, in welche man auf acht Stufen hinaufsteigt und welche noch staunenswerther ist. Sie ist ungefähr drei englische Meilen (über eine halbe Stunde) (!?) lang, von zahllosen Säulen getragen und mit fast allem geschmückt, was Kunst und Natur unseren Blicken darbietet. Im Mittelpunkte hängt eine Pferdegestalt, durch welche, fünfzehn Fuß vom Boden, ein Strom klaren Wassers fließt.

Das Selterwasser.

Die Quelle zu Seltere, im Nassauischen, ist uralt, scheint aber anfänglich nicht besonders beachtet worden zu sein. Bis zum J. 1710 wurde der hurrerischen Amtskellerei zu Limburg nur 2 fl. 20 kr. jährlicher Pacht davon entrichtet. Später zahlte man 5 fl. und als das Selterwasser immer mehr in Aufnahme kam, 14,000 fl. In neuern Zeiten ist der reine Gewinn jährlich auf 80,000 fl. gestiegen, indem jährlich wenigstens 1 Mill. (bisweilen auch 1½ Mill.) Flaschen von diesem Wasser nach allen Weltgegenden versendet werden. Ostindienfahrer nehmen es als Ballast mit. In einem Tage werden oft 12 bis 18,000 Flaschen gefüllt, verpicht und gepakt.

Ungenehme Nachricht für Musik- und Tanzfreunde.

Vesth. Der rühmlichst bekannte Kapellmeister und Komponist, Hr. Joh. Strauß, der Liebling der Wiener, wird zu Anfang des künftigen Monats mit seinem ganzen Orchester zuverlässig hier eintreffen und in dem k. k. Redoutensale, bei Gelegenheit eines Balles, persönlich die Musik dirigiren.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 21.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.